Oesterreichisches Bürgerblatt
für
Verstand, Herz und gute Laune.

70

Montag, den 1. September 1823.

Neid, du großes Übel; doch ist das Gute noch in dir,
Daß du mit eignem Pfeil' selber das Herz dir durchbohrst.

Der sonderbare Wunsch.

(Eine Erzählung.)

Einst begegneten sich auf dem Wege zwey Reisende, beyde vorwitzige Bösewichter, und erkannten gar bald wechselseitig die Verdorbenheit ihrer Charaktere. Die Furcht vor Räubern erhielt doch ihre Eintracht bis zu dem Augenblicke, wo sie zu einem Scheidewege kamen, da keiner der Meinung des andern nachgeben wollte, welcher Weg wohl der rechte für ihre Reise wäre. Nahe daran befand sich ein kleiner Jupiters-Tempel, und müde des Wortstreites, beschlossen die zwey Reisenden, ihm als Richter die Entscheidung ihres Zankes zu überlassen.

„Gut, ich nehme es an,“ sprach zu ihrem größten Erstaunen eine Stimme aus dem Innern des Tempels, „und zum Beweise, daß ich euch wohl wolle, verlange ich, daß, bevor ich entscheide, einer von euch einen Wunsch in seiner Brust hege, den ich augenblicklich erfüllen will. Glücksgüter, Talente, Ehrenstellen, er möge wünschen, was er wolle, alles soll er erhalten. Aber sey ein jeder überzeugt, daß jener, der nichts gewünscht haben wird, das Doppelte von des Andern Wunsch erhalten soll.“

Das Ende dieser Götterstimme machte ihnen weniger Vergnügen, als der so schöne Hoffnung erregende Anfang. „Was?“ sagte ein jeder zu sich selbst, „ich sollte einen Wunsch hegen, der meinen Reisegefährten noch ein Mahl so glücklich machen soll, wie mich selbst? Darüber würde mich der Schmerz tödten.“ Lange Zeit hindurch wollte ein jeder dem andern nun das Vorrecht lassen, und sie konnten sich nicht vereinigen, wer zuerst wünschen sollte; jeder fand tausend Ausflüchte; bald gab der eine vor, er wisse nicht, was den andern freuen könnte, ob er mehr nach Ehre oder Geld geitze; bald erwiederte der andere, daß er gesonnen sey, dem reifern Alter zu huldigen. Plötzlich aber zieht der eine einen Dolch, geht auf seinen Gegner los, und droht mit dem Tode, wenn er nicht alsogleich wünschen würde.

„Gut!“ antwortete dieser, „um ohne Angst meinen Wunsch zu machen, stecke deinen Dolch ein, und tritt auf dreyßig Schritte von mir.“

Im Triumphe seines Sieges, sprach er zurück tretend: „Verweilst du noch einen Augenblick, so ist der Tod dein unausweichliches Los!“

„Großer Jupiter!“ rief der Verräther aus, als er sich in Sicherheit sah, „erhöre meine Bitte, und lasse mich in dem Augenblicke ein Auge verlieren.“ — Sein Wunsch ging sogleich in Erfüllung, und schadenfroh sah er seinen Gefährten blind.

Wie viele Menschen gibt es, die mit Aufopferung ihres eigenen Vortheils den Schaden Anderer herbey zu führen nicht erröthen!

Der Mond.

(Beschluß.)

Die Schwere ist auf dem Monde fünf Mahl geringer, als auf der Erde; ein Klumpen Gold würde dort nicht schwerer wiegen, oder nicht stärker drücken, als bey uns ein gleich großes Stück von Diamant oder Krystall; der Magnet würde weniger wiegen, als das Wasser auf der Erde; und die Körper fallen dort nicht, wie bey uns, funfzehn Fuß in einer Secunde, sondern weniger, als drey Fuß. Diese geringere Schwere gibt den chemischen Kräften, die vom Innern des Mondes nach außen wirken, einen weit größern Spielraum, und die vulkanischen Eruptionen konnten die Rinde des Mondes zu Bergen von einer fünf Mahl größern Höhe anschwellen, und weit größere Zerstörungen auf diesem Planeten

anrichten, als auf der Erde. Vulkane sind auf der Erde immer eine seltene Erscheinung, und das Weltmeer und selbst ganze Welttheile bestehen aus Ebenen, oder sind nur von wenigen Inselgruppen oder Gebirgsrücken durchschnitten; aber die ganze Oberfläche des Mondes ist mit ungeheuern Gebirgsmassen und unzähligen ausgebrannten Kratern oder noch brennenden Vulkanen bedeckt. Eine aufmerksame Beobachtung des sonderbaren Farbenspiels auf dem Monde zeigt, daß unzählige Theile desselben das Licht nicht bloß, wie jeder helle Körper, sondern wie wahre Spiegelflächen zurück werfen. Die Natur hat hier durch vulkanische Schmelzungen ungeheure Spiegel geschliffen, und wir können uns schwerlich einen Begriff von der Wirkung machen, die eine an solchem Email reiche Landschaft, wenn es ihr gleich an Wasser fehlt, auf die Bewohner des Mondes machen muß. — Selbst die Bildung der Berge scheint dort andern Gesetzen gefolgt zu seyn, da die Plateaux, aus denen die Gebirgsadern auslaufen, nicht wie auf der Erde, die höchsten Puncte, sondern oft sehr niedrige Puncte sind.

Dieser Reichthum an Bergen und Vulkanen, und der Mangel an Wasser und dichter Luft, ist der charakteristische Zug im Gemählde des Mondes; und das Letztere besonders muß diesem Planeten eine ganz andere Natur geben, die ihn für die Geschöpfe, welche unsere Erde bewohnen, untauglich, aber eben deßwegen desto geschickter für andere Thiergattungen macht, die ihn wahrscheinlich bevölkern. In der feinen Atmosphäre, die den Mond umgibt, würden die Menschen und Thiere der Erde so wenig athmen können, wie unsere Fische in der Flüssigkeit leben könnten, welche die tiefsten Thäler des Meeres vielleicht erfüllt, und dort die Stelle des Wassers vertritt; selbst unsere Pflanzen würden dort schwerlich Nahrung finden. Die natürliche Folge, die sich hieraus ziehen läßt, ist nicht, daß der Mond gar nicht bewohnt sey, weil er sich für uns nicht schickt, sondern daß seine Bewohner, vielleicht eben so glücklich, aber anders organisirt sind, als wir, und daß zwischen den Menschen und den Mondsbürgern ein größerer Unterschied Statt findet, als zwischen den zwergartigen Lappländern oder den kraushaarigen Negern, und den schlanken weißen Europäern. Wenn die Fische über ihren Zustand Betrachtungen anstellen könnten, so würden sie sich wundern, daß in dem feinen Fluidum, welches wir Luft nennen, Thiere leben können; und die Mondbürger begreifen vielleicht eben so wenig, wie in der erstickenden Atmosphäre, in der sie unsere Erde schwimmen sehen, ein Geschöpf athmen könne. Die höchsten Berge des Mondes sind wahrscheinlich eben so wenig bewohnt, als die Gipfel unserer Cordilleras; aber die Ebenen und niedern Gebirge liegen, wie wir gesehen haben, in einer Luftschichte, die dicht genug ist, die Sonnenstrahlen zu reflectiren; und die tiefsten Thäler des Mondes sind vielleicht von einer Atmosphäre bedeckt, die unsern höchsten Luftschichten sehr nahe kommt, und Thieren und Pflanzen Nahrung geben kann. — Es gibt auf dem Monde keinen eigentlichen Regen, aber dieser Mangel wird vielleicht durch erquickenden Thau ersetzt. Es fehlt dem Monde an den großen Naturscenen, die in unserer Atmosphäre gespielt werden, an den fürchterlich schönen Abwechselungen der Orkane und Gewitter; aber seine Bewohner werden durch einen immer heitern Himmel dafür schadlos gehalten; und wenn sie den schönen Anblick des Regenbogens und der Morgenröthe entbehren, so werden ihre Tage auch nicht durch Wolken und Platzregen getrübt. Die Strahlen der Sonne schießen nicht, wie bey uns, über den ganzen Himmel, und verbreiten das Licht über die beschatteten Theile der Tagesseite des Mondes; sondern aus dem Dunkel des schwarzen Gewölkes glüht die Feuerkugel mit stärkerm Glanze hervor, ohne die Sterne zu verdunkeln, und bey ununterbrochen heitern Nächten zeigen sich die kleinsten Sterne auf völlig schwarzem Grunde.

Das Resultat aus allen diesen Beobachtungen ist folgendes: Der Mond ist ein der Erde sehr ähnlicher Weltkörper, und hat vielleicht gleiche Schicksale mit ihr gehabt, ist aber durch weit größere Revolutionen, besonders des Feuers, geläutert worden, und, wie es scheint, früher in einen Zustand gerathen, der vielleicht auch unserm Planeten dereinst bevorsteht, der ihn aber, besonders in den tiefen Thälern, keinesweges unbewohnbar macht; so wie ohne Zweifel die höchsten Gebirge, die jetzt unbewohnt sind, die erste Wiege des Menschengeschlechtes waren. Wenn wir durch die Beobachtungen, die wir auf der Erde anstellen können, die Gesetze und Plane der Natur kennen lernen, so ist es natürlich, sie wenigstens im Allgemeinen auch auf andere Weltkörper auszudehnen. Wo wir unsern Blick hinwenden, da ist der große Zweck der Natur unverkennbar, jeden Stoff und jeden Platz zu benützen, um Leben, Empfindung und Glück zu verbreiten, und die organischen Geschöpfe auf Kosten der unorganischen zu unterhalten. Der leblose Theil der Schöpfung ist zum Dienste der mit dem Funken des Lebens begabten

bestimmt, und gröber organisirte Wesen werden vollkommeneren aufgeopfert. Die äußere Haut und die Eingeweide der Erde, Luft und Meere, wimmeln von lebenden Geschöpfen; jeder Wassertropfen ist eine Welt, die nur zur Nahrung ihrer unzähligen lebenden Bewohner bestimmt scheint; und Würmer zernagen den todten Stein zu ihrer Speise. Wie kann man glauben, daß diese Ökonomie der Natur, die, gleich der Sparsamkeit des Geitzigen, bis in das Kleinliche geht, auf ganzen Weltkörpern vernachlässigt sey! Selbst die Beobachtungen des Mondes scheinen Spuren von der Cultur und Industrie seiner Bewohner zu zeigen. Das monathliche Farbenspiel, und unzählige kleine Lichtpuncte, die sich nur von Zeit zu Zeit zeigen, sind der Vegetation unserer Äcker, und der abwechselnden Bekleidung unserer Felder nach den Jahrszeiten, sehr ähnlich; die gänzliche Änderung der Farbe beträchtlicher Flecke läßt sich am leichtesten durch Urbarmachung und Verwüstung erklären; und eine Menge sehr kleiner heller Flecken, besonders in den tiefen Ebenen, die, da sie gar keinen Schatten werfen, sehr flach liegen müssen, oder nur eine Höhe von etwa 50 Fuß haben können, möchte man beynahe mit unsern Städten und Dörfern vergleichen.

Daß die Bewohner des Mondes von denen der Erde, so wie jedes andern Weltkörpers, verschieden sind, das läßt sich schon aus der Mannigfaltigkeit, welche die Natur, wo es nur möglich ist, selbst auf unserer Erde angebracht hat, erwarten. Vielleicht bewohnen sie, wie echte Troglodyten, nur die tiefsten Höhlen, scheuen das Sonnenlicht, welches dort weit blendender, als bey uns seyn muß, und treiben ihr Gewerbe nur bey dem sanftern Lichte ihrer dämmerungsähnlichen Nächte. Vielleicht fehlen ihnen einige unserer Sinne, denen wir alle unsere Genüsse und Kenntnisse verdanken, und sind dafür durch andere Sinne entschädigt, von denen wir uns keine Vorstellung machen können. Wenn der Rang eines Hauptplaneten, den unser Wohnort einnimmt, uns ein Recht gibt, uns wenigstens nicht für schlechter organisirt, oder mit geringern Geisteskräften begabt zu halten, als die Mondsbürger; so werden sie auch vielleicht durch weniger Leidenschaften gequält, und genießen ein weniger glänzendes, aber ruhigeres Glück. Wenn sie die Rechnung des Unendlichen nicht erfunden haben, so wissen sie vielleicht auch nichts von der höhern Tactik, und unsere Dreydecker sind ihnen so unbekannt, wie die Kanonen, die sie an Bort haben. Wer weiß, ob wir nicht unter vielen andern auf der Erde verlornen Sachen, wie Ariost uns lehrt, auch dereinst die längst von der Erde entflohene Asträa, die Unschuld der Sitten, den ewigen Frieden, und das goldene Zeitalter, auf dem Monde wieder finden; oder ob die Bösewichter, die hier nur zum Unglücke ihrer Nebenmenschen gelebt haben, nicht zwischen den kalten Felsen oder den heißen Vulkanen des Mondes die Wunden abbüßen müssen, die sie der Menschheit geschlagen haben?

Die Leser haben das Recht, diese letzten Bemerkungen als einen Beweis von der nahen Verwandtschaft zwischen der Sternkunde und der Dichtkunst anzusehen, von welcher oben geredet ist. Es ist schwer, sich über Gegenstände, die so weit außer unserm Gesichtskreise liegen, Urtheile zu erlauben, ohne sich in Träumen zu verlieren; und es ist Zeit, aus diesem Feenlande zurück zu eilen, um dem Schicksale Rolands zu entgehen.

Unter den Sternen.

1823.

Heraus aus eurer düstern Stube,
Die ihr noch Gott in todten Büchern sucht;
Wo mancher afterweise Bube,
Als Pöbelwahn, dem frommen Glauben flucht!

Heraus, und leset in den Sphären,
Ein jeder Buchstab lebt, und spricht euch an!
Kennt ihr die Schrift und ihre Lehren?
Es heißt: „Schlagt an das Herz, und bethet an!“

Und ihr, die schon der Erde Jammer
Verzagend in ein nied'res Joch gebeugt,
Heraus aus der bethränten Kammer,
Und trocknet euer Aug', und staunt und schweigt!

Und straft die Hoffnung nicht mehr Lügen,
Weil sie des Lebens Spielwerk euch versagt;
Blickt auf! Sie flammt in ew'gen Zügen
Aus jedem Stern, die frevelnd ihr verklagt!

Auch ihr, die ihr der Selbstsucht fröhnet,
Und euerm Götzen schändlich Opfer bringt,
Und frech das Band der Liebe höhnet;
Blickt auf, und schaut, wie es die Welt umschlingt!

Seht dort die ewigen Getriebe,
Nur eine Hand führt alle ihre Bahn;
Stimmt in den Chor: „Gott ist die Liebe!“
Und schmiegt euch liebend an das Ganze an.

A. J. Zigner.

Die Katakomben zu Paris.

Die Katakomben in Paris sind große unterirdische Gänge, und waren ehemahls Sandsteinbrüche. Da sie aber so ausgedehnt wurden, daß sie jetzt unter den fünften Theil von Paris hinlaufen, so stellte man den Bruch, aus Besorgniß, die Häuser möchten einstürzen, ein, und benützte seit 1760 die Höhlen als Sammelplätze der Gebeine der Todtenäcker, die für diese lästig waren, und es wuchs deren Masse bis zum Jahre 1817 so gewaltig an, daß man in demselben allein 2,400,000 Schädel zählte *). Dieses allgemeine Grab steht unter der Oberaufsicht eines Ingenieur-Generals, der die Anordnung der Gebeine trifft. Die Knochen sind an den Wänden der Gänge aufgeschichtet, und man erblickt von Zeit zu Zeit schwarze marmorne Tafeln, auf denen in goldenen Lettern Denksprüche aus Rousseau, Racine und andern Schriftstellern sich befinden. Von solchen Gängen gelangt man in eine Capelle. Stufen und Altar sind von schwarzem Marmor, alles Übrige aber ist wieder von Knochen und Schädeln sinnvoll zu diesem Zwecke geordnet. Eine große Tafel neben dem Altar bezeichnet den Platz, unter welchem die Schlachtopfer ruhen, die am 3. September 1792 ermordet wurden. Jede Nacht dieses Jahrstages wird hier feyerliches Todtenamt gehalten. Ehe man dieses merkwürdige Todtenhaus verläßt, kommt man noch an einen Ort, wo mitten unter einem unterirdischen Gange eine kleine Cisterne sich befindet, die das reinste Quellwasser und eine Menge Goldfische enthält.

Holzfirniß, der der Einwirkung des siedenden Wassers zu widerstehen vermag.)

Von Hrn. Bompoix.

(Das Repertory of Arts, Manufactures et Agriculture, N. 251, April 1823, S. 317, theilt aus den Annales de l'Industrie folgendes Recept hierzu mit.)

Man nimmt 1 ½ Pfund Leinöhl, und kocht es in einem kupfernen, nicht verzinnten Gefäße, in welchem man in einem kleinen leinenen Sacke 10 Loth Mennig, beyde

*) Hoffentlich wird man bald sich diese Mühe und Kosten ersparen, und nachahmend die practisch-klugen Engländer, die selbst von Waterloo die Gebeine der Gefallenen aufwühlten, ihnen den Trost der Verwandlung in Getreidehalme gewähren.

gepülvert, so aufhängt, daß der Sack den Boden de Gefäßes nicht berührt. Man kocht das Öhl so lang, bi es dunkelbraun wird, nimmt hierauf den Sack heraus und gibt einen andern Sack hinein, in welchem ein kleine Knoblauchzwiebel sich befindet. Man fährt mit den Kochen fort, und erneuet den Knoblauch (den man abe auch auf ein Mahl hinein thun kann) noch sieben bi acht Mahl. Dann gießt man in das Gefäß ein Pfun gelben Bernstein, der vorläufig auf folgende Weise ge schmolzen werden muß. Man setzt dem Pfunde gut gepül verten Bernstein 4 Loth Leinöhl zu, und stellt die Mi schung auf ein starkes Feuer. Nachdem sie vollkomme geschmolzen ist, gießt man sie siedend heiß in das berei tete Leinöhl, und läßt sie zwey bis drey Minuten lang mit demselben, unter beständigem Umrühren, kochen *) Nun läßt man sie ruhen, seiht sie ab, und bewahrt sie nach dem Erkalten, in wohl verschlossenen Gefäßen auf.

Nachdem das Holz, auf welches dieser Firniß aufgetragen werden soll, gehörig poliert wurde, muß es vorläufig noch die gehörige Farbe erhalten: *Nußbaumholz* wird z. B. mit einer dünnen Lage einer Mischung von Ruß und Terpentinöhl überzogen. Nachdem diese Farbe gehörig eingetrocknet ist, überzieht man sie mittelst eines feinen Schwammes gleichförmig mit einer Lage von diesem Firnisse, und wiederhohlt dieses Überziehen vier Mahl, mit der Vorsicht, daß man jede Lage gehörig eintrocknen läßt, ehe man eine neue aufträgt.

Charade.

Die Erste gibt uns Lebenskraft und Freuden,
Sie schafft zum Paradies uns diese Welt;
Nimmer werd' ich ihren süßen Zauber meiden,
Koste sie auch noch so vieles Geld;
Durch der Zweyten künstliches Betreiben
Wurden neue Welten uns bekannt;
Doch den Spleen zu vertreiben,
Nehm' ich oft das Ganze in die Hand.

*) Ökonomischer ist es, den Bernstein in einer mit einem weiten und langen Halse versehenen gläsernen Retorte in einem Sandbade zu schmelzen, wo sich die Bernsteinsäure krystallisirt im Halse der Retorte anlegt. Die Retorte zerschlägt man nach dem Erkalten, und stößt den geschmolzenen Bernstein zu einem feinen Pulver, das sich in dem kochenden Leinöhlfirniß sehr leicht auflöst. Die Bernsteinsäure in dem Retortenhalse sammelt man und verkauft sie an Materialisten oder Apotheker, die jetzt für das Loth 1 ½ fl. rhein. bezahlen. D.

Haupt-Redacteur und Verleger: Friedrich Eurich in Linz.